

SUHRKAMP

DIE NIEDRIGEN HIMMEL



LESEPROBE

ANTHONY MARRA

»EIN ›KRIEG UND FRIEDEN‹
DES 21. JAHRHUNDERTS.«

The New York Times

Die achtjährige Hawah muss mit ansehen, wie die Föderalen ihren Vater verschleppen und ihr Haus niederbrennen, in einem kleinen Dorf in Tschetschenien, mitten im Krieg. Auch hinter dem Mädchen sind sie her. Ihr Nachbar, Achmed, rettet sie aus ihrem Versteck und bringt sie zum nächsten Krankenhaus. Dort treffen sie auf die einzige Ärztin, Sonja, die Hawah widerwillig aufnimmt. Schon nach wenigen Tagen knüpfen sich zarte Bande zwischen den drei Gestrandeten, und bald geht es auch für Sonja nur noch darum, das Leben des Mädchens zu retten. Denn in einer Welt, in der alles zerbrochen, alles Vertraute verloren ist und Freunde zu Wölfen werden, hilft nur das unbedingte Festhalten an dem, was uns zu Menschen macht: Mitgefühl und Liebe.

Anthony Marra

Die niedrigen Himmel

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Ulrich Blumenbach und Stefanie Jacobs

Etwa 480 Seiten. Gebunden

ca. € 22,95 (D)/€ 23,60 (A)/Fr. 32.90

(978-3-518-42427-8)

Auch als eBook erhältlich

www.suhrkamp.de/anthonymarra

Anthony Marra

Die niedrigen Himmel

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Ulrich Blumenbach und Stefanie Jacobs

Weißer Motten umschwirrten eine durchgebrannte Glühbirne.

Eine feste Hand auf der Schulter holte sie aus ihrem Traum. Sonja lag auf einem Bett in der Unfallstation und trug noch ihren Arztkittel. Bevor sie die Hand ansah, die sie geweckt hatte, bevor sie sich aus dem Abdruck aufrichtete, den ihr Körper in der weichen Schaumstoffmatratze hinterlassen hatte, griff sie in die Tasche, eher instinktiv als aus einem echten Bedürfnis heraus, und schüttelte das bernsteingelbe Tablettenfläschchen, als hätte dessen Inhalt sie in die Träume verfolgt und müsste ebenfalls geweckt werden. Die Amphetamine klapperten zur Antwort. Sie setzte sich auf, wurde wach und blinzelte die Mottenflügel weg.

»Da ist jemand für dich«, sagte Schwester Deshi hinter ihr und fing an, die Laken abzuziehen, bevor sich Sonja erhoben hatte.

»Worum geht's?«, fragte sie, bückte sich, um ihre Füße zu berühren, und war erleichtert, dass sie noch da waren.

»Jetzt macht sie mich zur Sekretärin«, sagte die alte Schwester kopfschüttelnd. »Bald kneift sie mich wahrscheinlich in den Hintern wie der Onkologe, der in einem Jahr vier Sekretärinnen vergault hat. Ein schandbarer Beruf. Ich habe noch nie einen Onkologen gesehen, der kein Hedonist war.«

»Deshi, wer will mich sehen?«

Die alte Schwester sah verwundert auf. »Ein Mann aus Eldár.«

Der Mann lehnte an der Korridorwand. Eine dunkelblaue *pes* mit perlenbesetzten Quasten, die eine Nummer zu klein war, saß auf seinem Hinterkopf. Seine Jacke schlotterte um seine Schultern, als hinge sie noch am Kleiderbügel. Neben ihm stand ein Mädchen und inspizierte den Inhalt eines blauen Koffers.

»Sonja Andrejewna Rabina?«, fragte er. Sie zögerte. Seit acht Jahren hatte sie ihren vollen Namen nicht mehr laut ausgesprochen gehört.

»Ich heiße Achmed.« Ein kurzer schwarzer Bart verschleierte seine Wangen. Rasiercreme war für viele Männer ein unerschwinglicher Luxus; sie konnte nicht sagen, ob der Mann ein wahhabitischer Aufrührer oder einfach nur arm war.

»Gehören Sie zu den Bärtigen?«, fragte sie.

Peinlich berührt betastete er seinen Backenbart. »Nein, nein. Absolut nicht. Ich habe mich in letzter Zeit nur nicht rasiert.«

»Was wollen Sie?«

Er nickte zu dem Mädchen neben sich. Sie trug ein oranges Tuch, eine zu große rosarote Jacke und darunter ein Sweatshirt von Manchester United, das, wie Sonja sich sagte, wahrscheinlich aus den Textilmassen stammte, mit denen die Altkleider-

sammlungen überschwemmt worden waren, nachdem der Verein Beckham nach Madrid verkauft hatte. Sie hatte die blasse Wachshaut einer unreifen Birne. Als Sonja auf das Mädchen zuing, hob es den Kofferdeckel an, schob die Hand hinein und hielt etwas fest, das Sonja nicht sehen konnte.

»Sie braucht eine Bleibe«, sagte Achmed.

»Und ich brauche ein Flugticket ans Schwarze Meer.«

»Sie kann nirgends hin.«

»Und ich habe seit Jahren nicht mehr in der Sonne gelegen.«

»Bitte«, sagte er.

»Das ist hier ein Krankenhaus, kein Waisenhaus.«

»Es gibt keine Waisenhäuser.«

Aus Gewohnheit drehte sie sich zum Fenster, aber durch die mit Gewebepband zugeklebten Scheiben sah sie nichts. Das einzige Licht stammte von den Leuchtstofflampen an der Decke, deren Blautöne sie alle unterkühlt aussehen ließen. Schwirrte da eine Motte um die Lampe herum? Nein, sie halluzinierte bloß wieder.

»Ihr Vater ist heute Nacht von den Sicherheitskräften abgeholt worden. Wahrscheinlich zur Deponie.«

»Das tut mir leid.«

»Er war ein guter Mann. Vor den Kriegen war er Arborist in Eldár. Er hatte keine Finger mehr. Er war ein sehr guter Schachspieler.«

»Er *ist* ein sehr guter Schachspieler«, blaffte das Mädchen und funkelte Achmed an. Nur in der Grammatik konnte das Mädchen seinen Vater am Leben erhalten, und nachdem es Achmeds Satz

korrigiert hatte, lehnte es sich wieder an die Wand und sagte unter kurzen, stoßweise kommenden Atemzügen *ist ist ist*. Hawahs Vater war das Gesicht ihres Morgens und ihres Abends, er war ihr Alles und erfüllte ihre Welt so sehr, dass sie ihn so wenig beschreiben konnte, wie man die Luft beschreiben kann.

»Es tut mir leid«, wiederholte Sonja.

»Die Föderalen waren nicht nur auf der Suche nach Dokka«, sagte er leise und warf einen Seitenblick auf das Mädchen.

»Was wollten sie denn von ihr?«, fragte sie.

»Was wollen die von irgendwem?« Sein wichtigtuerisches Drängen war ihr vertraut; sie hatte es auf den Gesichtern so vieler Ehemänner, Brüder, Väter und Söhne gesehen und war froh, es hier zu sehen, auf dem Gesicht eines Fremden, und unberührt zu bleiben. »Bitte nehmen Sie sie auf«, sagte er.

»Geht nicht.« Es war die richtige und verantwortungsbewusste Entscheidung. Schon die Sorge um die Sterbenden wurde ihr fast zu viel. Man konnte nicht von ihr erwarten, sich auch noch um die Lebenden zu kümmern.

Der Mann betrachtete seine Füße mit einem enttäuschten Blick, der aus unerfindlichen Gründen ihre Erinnerung an *b) elektrophile Substitutionen an aromatischen Verbindungen* zurückrief, die einzige falsche Antwort, die sie in ihrer Universitätsprüfung in Organischer Chemie angekreuzt hatte. »Wie viele Ärzte gibt es hier?«, fragte er und wollte jetzt offenbar einen anderen Kurs einschlagen.

»Einen.«

»Für das ganze Krankenhaus?«

Sie zuckte die Schultern. Was hatte er erwartet? Leute mit guten Abschlüssen, Ersparnissen und dem Weitblick, zu fliehen, waren geflohen. »Deshi leitet es. Ich arbeite hier nur.«

»Ich war Allgemeinmediziner. Kein Chirurg oder Facharzt, aber ich bin approbiert.« Er fuhr sich mit der Hand über den Bart. Ein Krümel fiel heraus. »Das Mädchen bleibt bei Ihnen, und ich arbeite hier, bis sich ein Zuhause für sie findet.«

»Keiner wird sie aufnehmen.«

»Dann arbeite ich hier weiter. Ich habe an der medizinischen Fachhochschule im besten Zehntel meiner Klasse abgeschlossen.«

Die Angewohnheit des Mannes, Bitten wie Befehle zu formulieren, nervte sie jetzt schon. Acht Jahre zuvor war sie mit ihrem vollen Namen aus England zurückgekehrt, und immer noch erwies man ihr den Respekt, der sie so überrascht hatte, als sie zum Medizinstudium nach London gekommen war. Es spielte keine Rolle, dass sie eine Frau und gebürtige Russin war; als einzige Chirurgin in Woltschansk wurde sie im Krieg so akzeptiert, geschätzt und sogar verehrt, wie das im Frieden nie der Fall gewesen wäre. Und dieser Bauernquacksalber, dieser Mann, der so dünn war, dass sie bei einem Druck auf den Bauch seine Wirbelsäule gespürt hätte, der erwartete ihr Einverständnis? Mehr noch als seinen Tonfall nahm sie ihm die Treffsicherheit seiner Einschätzung übel. Als die Letzte eines Personals von einst fünfhundert Mitarbeitern wurde sie von der Behandlungslast erdrückt. Sie lebte von Amphetaminen und gesüßter Kondensmilch, litt unter regelmäßigen Halluzinationen, hatte Schwierigkeiten, sich in ihre Patienten hineinzusetzen, und genug Fälle

von sekundären traumatischen Belastungsstörungen gesehen, um sich selbst in ihnen wiederzuerkennen. Am Ende des Korridors sah sie durch die halb offenstehende Wartezimmertür den Saum eines schwarzen Kleides, das Grau ehemals weißer Turnschuhe und einen grünen Hidschab, der aber nicht die langen schwarzen Haare bedeckte, sondern den gebrochenen Arm einer jungen Frau hielt, die aus Vogelknochen und Kalziummangel bestand und die Fraktur für ihren zweiundzwanzigsten Knochenbruch hielt, obwohl es erst ihr einundzwanzigster war.

»Im besten Zehntel?«, fragte Sonja mit einem gerüttelt Maß an Skepsis.

Achmed nickte eifrig. »Im sechsundneunzigsten Perzentil, um genau zu sein.«

»Dann sagen Sie mir doch bitte, was Sie bei einem nicht reagierenden Patienten tun würden.«

»Na ja, also, kommt drauf an«, stammelte Achmed. »Als Erstes würde ich ihn einen Fragebogen zu seiner medizinischen Vorgeschichte ausfüllen lassen, um mir ein Bild von möglichen ererbten Krankheiten oder Leiden zu machen.«

»Sie würden einem bewusstlosen, nicht reagierenden Patienten einen Fragebogen in die Hand drücken?«

»Ach so, nein. Das wäre ja albern«, sagte er zögernd. »Den Fragebogen würde ich der Frau des Patienten geben.«

Sonja schloss die Augen und hoffte, wenn sie sie wieder aufschlug, würde dieser Trottel von Arzt mitsamt seinem Schützling verschwunden sein. Fehlanzeige. »Wollen Sie wissen, was ich tun würde?«, fragte sie. »Ich würde die Atemwege kontrollieren,

dann Atmung und Puls prüfen und anschließend die Halswirbelsäule stabilisieren. In neun von zehn Fällen müsste ich mich auf die Hämostase konzentrieren. Ich würde die Kleidung des Patienten aufschneiden, um den ganzen Körper nach Wunden abzusuchen.«

»Na klar«, sagte Achmed. »Das alles würde ich machen, während die Frau des Patienten den Fragebogen ausfüllt.«

»Versuchen wir es mit etwas, das eher auf Ihrem Niveau liegt. Was ist das?«, fragte sie und hob ihren Daumen.

»Ich glaube, das ist ein Daumen.«

»Nein«, sagte sie. »Das ist der erste Finger, der sich aus Mittelhandknochen, Phalanx proximalis sowie Phalanx distalis zusammensetzt.«

»So kann man's auch ausdrücken.«

»Und das?«, fragte sie und deutete auf ihr linkes Auge. »Was fällt Ihnen dazu ein, mal abgesehen von den Tatsachen, dass es mein Auge ist, dass es braun ist und beim Sehen zum Einsatz kommt?«

Er runzelte die Stirn und wusste nicht recht, was er dem hinzufügen konnte. »Erweiterte Pupillen«, sagte er schließlich.

»Und hat man sich die Mühe gemacht, dem besten Zehntel Ihrer Klasse beizubringen, wofür erweiterte Pupillen symptomatisch sind?«

»Kopfverletzungen, Drogenmissbrauch oder sexuelle Erregung.«

»Die schlechte Korridorbeleuchtung würde näherliegen.« Sie tippte auf eine kleine Narbe an der Schläfe. Niemand wusste, wo sie die herhatte. »Und das hier?«

Er lächelte. »Ich habe keine Ahnung, was darin vorgeht.«

Sie biss sich auf die Lippe und nickte. »Okay«, sagte sie. »Wir brauchen sowieso jemanden, der sich um die Schmutzwäsche kümmert. Sie kann bleiben, wenn Sie arbeiten.« Das Mädchen stand hinter Achmed. In Hawahs Handfläche lag ein gelber Käfer in einer Lache aus schmelzendem Eis. Sonja bereute ihre Einwilligung schon jetzt. »Wie heißt du?«, fragte sie auf Tschetschenisch.

»Hawah«, sagte Achmed. Sanft schob er das Mädchen zu ihr. Das Mädchen lehnte sich an seine Handfläche, hatte Angst, sich aus ihrer Reichweite hinauszuwagen.

»Hier schlafen wir, okay?«, sagte Sonja und stellte den Koffer des Mädchens neben den übereinanderliegenden Matratzen in ihrem Zimmer ab. Das Mädchen hielt immer noch den Käfer in der Hand. »Hast du da etwas in der Hand?«, fragte Sonja vorsichtig.

»Einen toten Käfer«, sagte das Mädchen.

Sonja seufzte und war froh, dass sie sich wenigstens das nicht nur einbildete. »Warum?«

»Weil ich ihn im Wald gefunden und mitgenommen habe.«

»Und warum das?«

»Weil er mit dem Kopf nach Mekka begraben werden muss.«

Sie schloss die Augen. Damit konnte sie jetzt nicht anfangen. Schon als Kind hatte sie Kinder gehasst; daran hatte sich nichts geändert. »Ich komme später wieder her«, sagte sie und ging in den Korridor zurück.

Sie ging mit Achmed durch die Geisterstationen: Kardiologie, Innere Medizin, Endokrinologie. Sie hinterließen Spuren in den Staub- und Ascheschichten. »Wo ist das alles hin?«, fragte er. Die Räume waren leer. Matratzen, Laken, Subkutanspritzen, Einmalkittel, chirurgisches Klebeband, Filmverbände, Thermometer und Infusionsbeutel waren nach unten gebracht worden. Was noch da war, war an Böden oder Wänden festgeschraubt oder hatte keinen praktischen Wert: Familienporträts, Berufsauszeichnungen und gerahmte Diplome von medizinischen Fachhochschulen in Sibirien, Moskau und Kiew.

»Wir haben alles auf die Unfall- und die Entbindungsstation gebracht«, sagte sie. »Mehr können wir nicht in Betrieb halten.«

»Unfall und Entbindung.«

»Schon komisch, nicht? Alle ficken oder sterben.«

»Nein, nicht komisch.«

Sie stiegen ein Treppenhaus mit blauer Notbeleuchtung hoch. Im vierten Stock führte sie ihn durch einen Korridor auf die Westseite des Gebäudes. Ohne Vorwarnung öffnete sie die Tür zum Abstellraum. Etwas wie Schadenfreude oder Häme durchfuhr sie, als er einen Schritt zurückwich, Angst hatte, hinabzustürzen. »Was ist da passiert?«, fragte er. Einen Meter hinter dem Türrahmen verschwand der Boden. Keine Wände, keine Fenster, nur eine Stadtlandschaft lag vor ihnen in der Winterluft.

»Vor ein paar Jahren haben wir Rebellen Unterschlupf gewährt. Daraufhin haben die Föderalen die Wand weggesprengt.«

»Wurde jemand verletzt?«

»Maali, Deshis Schwester.«

»Nur eine Person?«

»Ein Vorteil des Personalmangels.«

An den Tagen, an denen sich beide Seiten an die vereinbarten Feuerpausen hielten, kam sie manchmal her, ließ den Blick über die Stadt schweifen und versuchte, die Gebäude anhand der Ruinen zu identifizieren. Die zehntausend flimmernden Sonnenlichtflecken waren ein Bürogebäude aus Flachglas gewesen, in dem neunhundertachtzehn Menschen geschuftet hatten. Unter jenem Minarett hatte ein rundlicher Imam die Gläubigen zum Gebet gerufen. Das da war eine Schule, das eine Bücherei, dort lag ein Klubhaus der Jungen Pioniere, und da hinten gab es ein Gefängnis und einen Lebensmittelladen. Dort hatte ihre Mutter sie gewarnt, niemals einem Mann zu trauen, der behauptete, er suche eine intelligente Frau; dort hatte ihr Vater ihr das Fahrradfahren beigebracht, indem er das Motorengrummeln eines vorbeirasenden Stadtbusses nachahmte, der sie überfahren würde, wenn sie nicht schnell genug in die Pedale trat; dort hatte sie ihre erste Algebragleichung für den Grundschullehrer gelöst, einen Mann, für den Sonjas Erfolge immer ein Trost waren, wenn er sich mal wieder selbst bemitleidete, weil er nicht wie sein älterer Bruder die lukrativere Laufbahn eines Gefängniswärters eingeschlagen hatte; dort hatte sie um Hilfe gerufen, als sie Zeugin geworden war, wie ein Mann auf dem Campus einen anderen aufspießte, und zu hören bekommen, das seien Studenten, die ein Drama von Aischylos probten. Es sah aus wie eine Stadt aus Schuhkartons, die ein bockiges Kind zertrampelt hatte. Sie konnte ganze Nachmittage hier verbringen und sie im Geist

wieder aufbauen, wieder bevölkern, bis die Halluzinationen ihr glaubwürdiger erschienen als die Wirklichkeit.

»Wollten sie wirklich auch das Mädchen?«, fragte sie und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Achmed zu. Es überraschte sie nicht, aber sie fragte trotzdem. Verschleppungen erfolgten nach demselben Zufallsprinzip wie Blitzeinschläge. Den Vorteil, das eigene Schicksal zu verstehen, hatte nur, wer tatsächlich schuldig war, die Aufständischen unterstützt zu haben – ein winziger Bruchteil der Verschleppten.

»Es ist völlig sinnlos«, sagte Achmed. Ob er den bodenlosen Raum meinte, die zertrampelte Stadt dahinter oder das Mädchen, wusste Sonja nicht. »Gehen wir«, sagte sie.

Sie kamen an der ehemaligen Entbindungsstation vorbei und gingen die Treppe hinunter zur neuen Entbindungsstation. Deshi legte die Stricknadeln weg, kam ihnen entgegen und musterte Achmed dabei argwöhnisch. Nach den zwölf Liebschaften ihrer dreiundsiebzig Jahre, deren jede mit einer hochfliegenderen Geste begonnen hatte, nur um mit noch wüsterem Katzenjammer zu enden, hatte sie gelernt, Männern aller Größen und Altersklassen zu misstrauen, von Neugeborenen bis hin zu Urgroßvätern, weil sie wusste, dass jeder von ihnen imstande war, einer Frau das Herz zu brechen. »Macht er bei uns mit?«, fragte sie.

»Vorläufig«, sagte Sonja.

»Und das Mädchen?«

»Vorläufig.«

»Sie sind die Krankenschwester«, sagte Achmed knapp. »Wir haben uns vorhin schon gesehen.«

»Er spricht, ohne gefragt zu werden«, bemerkte Deshi.

»Ich wollte nur Hallo sagen.«

»Er spricht weiter, ohne dass man ihn angesprochen hätte. Und er hat eine hässliche Nase.«

»Ich stehe selber hier«, sagte Achmed stirnrunzelnd.

»Er erklärt uns, dass er hier steht. Als wären wir blind und blöd geworden.«

»Was mach' ich bloß falsch?«, fragte er Sonja. »Ich bin doch bloß da.«

»Anscheinend glaubt er, seine Anwesenheit könnte etwas an der Hässlichkeit seiner Nase ändern, aber diese Nase hier direkt vor mir zu sehen liefert unumstößliche Beweise.«

»Was soll ich denn sagen?« Verzweifelt sah er Sonja an. Lächelnd wandte sie sich an Deshi.

»Siehst du, wie er mich ansieht?«, fragte Deshi, und ihre Stimme zitterte vor Entrüstung. »Er will mich verführen.«

»Ich will überhaupt nichts. Ich stehe hier bloß!«

»Leugnen ist das erste Zeichen des Verräters.«

»Sie zitieren Stalin«, sagte Achmed.

»Siehst du? Er ist ein Lüstling und ein Stalinist.«

»Machen Sie sich doch nicht lächerlich.«

»Er ist bestimmt ein Onkologe.«

»Es gibt in der Medizin nur wenige Gebiete, die wichtiger sind als die Onkologie.«

Deshi war einen Augenblick sprachlos. »Siehst du!«, rief sie

dann. »Ein Lüstling, ein Stalinist *und* ein Onkologe? Das ist zu viel. Das kann doch nicht sein.«

»Mit Verlaub, ich bin neununddreißig, und Sie könnten meine Mutter sein. Abgesehen von einer rein beruflichen Beziehung zu Ihnen habe ich keinerlei Begehren.«

»Keinerlei Begehren? Erst Anzüglichkeiten und jetzt Beleidigungen. Eine alte Frau wie mich so zu verspotten, hat er denn gar keinen Anstand im Leib?«

»Es tut mir leid, ja? Es tut mir leid. Ich versuche bloß, mit Ihnen klarzukommen.«

Deshis Gesicht verzog sich finster. »Nur ein schwacher Mann entschuldigt sich bei einer Frau.«

Er hatte Tränen in den Augen, als Sonja den Wortwechsel endlich unterbrach. Er wirkte schockierter als vorher, als sie die Tür zum Abstellraum im vierten Stock geöffnet hatte, und obwohl sie lachte, hatte sie ein schlechtes Gewissen, weil sie den Armen ohne Vorwarnung Deshi ausgeliefert hatte. »Es reicht«, sagte sie. »Achmed, das ist Deshi. Deshi, Achmed. An die Arbeit.«

»Ist mir ein Vergnügen«, sagte Deshi und setzte sich wieder an den Tisch neben dem Brutkasten.

»Was stimmt mit der nicht?«, fragte Achmed, als die Krankenschwester eindeutig außer Hörweite war.

»Und jetzt glaubt er auch noch, mit Deshi stimmt was nicht«, sagte Sonja. Ein Ausdruck des Entsetzens überzog sein Gesicht. Sie versicherte ihm, sie scherze bloß. »Sie hat mal einen Onkologen geliebt. Ist nichts draus geworden.«

Sie ging zur Tür. Im Korridor blieb sie unter einer durchgebrannten Glühbirne stehen. »Sehen Sie da oben Motten?«

»Was?«

»Nichts«, sagte sie. Fünf Wochen danach sollte sie in der Kantine eine Motte finden, von deren Echtheit sie erst überzeugt war, als ihre Flügel unter ihrer Handfläche knirschten. »Die Unfallstation ist gleich den Flur runter.«

Ein Brief des Autors an seine Leser

Als ich 2007 für einen Studienaufenthalt nach Russland zog (ich studierte Geschichte und Russisch), fing ich an, mich für Tschetschenien zu interessieren. Im Jahr zuvor hatte ich in Tschechien studiert, in einem Land, das sich auch heute noch von vierzig Jahren kommunistischer Herrschaft erholt. Die Menschen dort hegten eine tiefsitzende kulturelle Antipathie gegenüber Russland. So beschloss ich, Russland mit eigenen Augen zu sehen. Ich zog nach Sankt Petersburg, wo fremdenfeindliche Gewalt weit verbreitet ist. An meinem ersten Tag an der Universität warnte man uns: Wer einen dunklen Teint hatte, sollte vorsichtig sein. Man könnte leicht mit Tschetschenen verwechselt werden, die regelmäßig von Straßengangs zusammengeschlagen wurden. Während meiner Zeit dort wurden mehrere russische Journalisten ermordet, weil sie gegen den Tschetschenienkrieg protestiert hatten (Anna Politkowskaja ist das prominenteste Beispiel). Tschetschenien war ein oft beschworenes Schreckgespenst, so wie Russland für viele Tschechen. Was ich in Geschichtsbüchern, Memoiren und journalistischen Arbeiten fand, sorgte dafür, dass meine Faszination für die tschetschenische Geschichte weiter wuchs, und außerdem war ich immer entsetzter über die verheerenden Folgen der jüngsten Kriege.

Als Schriftsteller berührten mich – von all den Geschichten, die ich las – jene am meisten, die von »Verschwundenen« handelten, »verschunden« im Sinne von »zum Schweigen gebracht« durch vom Kreml finanzierte Sicherheitsleute. Diese Schicksale raubten mir den Atem, die Menschen waren für immer und unwiderruflich verschwunden. Die Geschichte, die ich unbedingt erzählen wollte, die mir am notwendigsten vorkam, war die Geschichte, die ausradiert worden war. Dadurch konnte ich mich auf das konzentrieren, was mich auch sonst anzieht: wie historische Ereignisse die Hilflosen und Unschuldigen treffen, wie Menschen zusammenleben, wenn sie nicht länger an die Strukturen und Werte einer Gesellschaft gebunden sind. Aber auch, weil mir diese Geschichte ermöglichte, Aufmerksamkeit auf einen Winkel der Welt zu richten, der oft übersehen, ignoriert und vergessen wird.

Aber eigentlich ist das nebensächlich für meinen Roman. Tatsächlich begann alles mit dem Bild einer Ärztin, die in einem Krankenhausbett aufwacht und einen Mann und ein kleines Mädchen auf dem Flur findet. Die Ärztin war Russin in einer Welt mit wenig Ärztinnen und noch weniger russischen Ärztinnen und überhaupt wenig hochgebildeten Frauen. Ihre Existenz kam mir so seltsam und unwahrscheinlich vor, dass ich ihr in den Flur folgte, mit ihr auf den Mann und das kleine Mädchen zuging und hinein in den Roman.



Anthony Marra wurde 1984 in Washington, D.C., geboren. Während seines Studiums zog es ihn zu Studienaufenthalten nach Prag und Sankt Petersburg. Er war unter den ersten ausländischen Touristen, die die Republik Tschetschenien nach dem Krieg besuchten, was so außergewöhnlich war, dass er um drei Interviews für das tschetschenische Fernsehen gebeten wurde. Er erwarb einen MFA am Iowa Writers' Workshop und war von 2011 bis 2013 Fellow im Wallace-Stegner-Programm der Universität Stanford, wo er u. a. bei Adam Johnson studierte und wo er selbst künftig lehren wird. 2012 erhielt er den Whiting Writers' Award, der jährlich an Debütatoren mit außerordentlichem Talent vergeben wird – unter den Preisträgern sind Jonathan Franzen und Jeffrey Eugenides.

»AM MORGEN WAR ER IN DER
ÜBERZEUGUNG IN DIE KÄLTE
HINAUSGETRETEN, DASS
HAWAHS ZUKUNFT WICHTIGER
WAR ALS DIE SEINER FRAU.«

Ein Mann, der sein Leben dafür riskiert, ein Mädchen vor ihren Verfolgern zu retten. Ein rechtschaffener Vater und sein Sohn, der alle verraten hat, die ihn je geliebt haben. Eine Ärztin, die für ihre Schwester in ein kriegsgebeuteltes Land zurückkehrt. Anthony Marra erzählt in seinem atemberaubenden Debütroman von menschlicher Grausamkeit und davon, was sie aus uns macht. Und von Liebe und Menschlichkeit, die alles überdauern.

»KRAFTVOLL, ÜBERZEUGEND,
WUNDERBAR GESCHRIEBEN.«

T.C. Boyle

»ERSTAUNLICH UND ATEMBERAUBEND!«

Adam Johnson